

## Bericht

# Die Lutherhalle in Wittenberg heute Probleme einer historischen Ausstellung

*Von Hartmut Boockmann*

Die Wittenberger Lutherhalle zählt zu jenen historischen Museen, welche sowohl Orte der Dokumentation sind wie Stätten, die als ein Stück der Lebensumwelt dessen, über den man etwas lernen soll, nicht nur auf Belehrung und Bildung zielen, sondern auf Suggestion. Das erste scheint etwas Modernes zu sein, das zweite etwas fast Elementares. Doch das wäre eine Täuschung. Anders als heute, wo sich schon am Todestage eines Dichters der Wunsch zu Wort meldet, wenigstens das Arbeitszimmer des Verstorbenen der Nachwelt zu bewahren, ging man bis weit ins 19. Jahrhundert auch mit den Hinterlassenschaften derer, die man für historische Gestalten hielt, für spätere Begriffe achtlos um.

Bei Luther war die Zeit zwischen seinem Tode und dem Bedürfnis der Nachlebenden, Lebensspuren zu sichern, lang. Schon zu Lebzeiten sah der Reformator die Stube bedroht, aus der heraus er, wie er schrieb, das Papsttum erschüttert hatte. Die Universität Wittenberg hatte sich wenig um die materiellen Hinterlassenschaften des berühmtesten unter den Ihren gekümmert. Kriege sowie schließlich die Auflösung der Hochschule hatten vollendet, was die damals übliche Achtlosigkeit begonnen hatte. So mußte man fast ganz von vorn anfangen, als man 1877 in Wittenberg dazu ansetzte, Luther-Memorabilien zusammenzuführen, zu erhalten und dem Publikum in jenem Haus zu zeigen, das einst Luthers Wohnung und zuvor das Augustinereremiten-Kloster gewesen war.

Diese Anfänge der Lutherhalle sind zugleich die Gründe dafür, daß man es in diesem Haus von Anfang an mit einem so eigentümlichen Gebilde zu tun hatte und hat: mit der Wohnung des Reformators – einem Stück Goethehaus gewissermaßen –, mit einem Wittenberger Universitätsmuseum, vor allem mit der „Halle“, nämlich mit einem Weiheraum des Luthertums, aber zugleich auch mit einer Lehrstätte, ja Dokumentation. Dies alles aber steht nicht nebeneinander, sondern ist ineinander verschränkt. Und weil die Lutherhalle schon mehr als ein Jahrhundert alt ist, weil sich die Verehrungs- und Dokumentationsbedürfnisse und die einschlägigen Methoden inzwischen

gewandelt haben und darüber hinaus die Zeitgeschichte auf das ganze eingewirkt hat, haftet der Lutherhalle inzwischen ihre eigene Geschichte an und verlangt, zur Kenntnis genommen zu werden. Der „Deutsche Luther“ der dreißiger Jahre hatte für Wittenberg ebenso Folgen wie die nach 1945 eingeführten parteiamtlichen Wertungen, welche die deutsche Geschichte auf die DDR zulaufen ließen, aber auch jene letzten Jahre, in denen Luther aus dem Schatten von Thomas Müntzer heraustreten und dazu beitragen sollte, die DDR international reputierlicher und – wie man inzwischen weiß – kreditfähiger zu machen.

Auch wenn man von den vier Jahrzehnten DDR absehen könnte, wäre ein Museum wie die Wittenberger Lutherhalle unvermeidlich immer auch ein Museum seiner selbst. Dessen ist man sich in Wittenberg bewußt. Die Besucher der Lutherhalle werden auf deren Geschichte aufmerksam gemacht; sie erhalten – vor allem durch Photographien – Einblicke in frühere Präsentationen, überwiegend des späteren 19. und des frühen 20. Jahrhunderts.

Doch wie steht es mit den Jahren 1945 bis 1989? Die jetzige Präsentation wurde für das Lutherjahr 1983 geschaffen. Zeugnisse für das, was in Wittenberg bis zur Schließung des Museums im Jahre 1980 zu sehen war, bekommt der Besucher – falls er nicht etwas übersehen hat – nicht dargeboten. Statt dessen gibt die Einleitung, die der jetzige Direktor des Museums dem aktuellen Katalog vorangestellt hat, ausführlich Auskunft (Martin Luther 1483 bis 1546. Katalog der Hauptausstellung in der Lutherhalle Wittenberg. 2. Auflage Berlin und Wittenberg 1993). Martin Treu zeigt, wie die von Anfang an ein wenig schwankende Position der Lutherhalle zwischen „Staat und Kirche“ nach 1945 eindeutig zu werden, wie aus dem Luther-Museum ein staatliches Geschichtspropaganda-Institut zu werden drohte, wie es gelang, kirchliche Mitspracherechte zu wahren, bis schließlich, wie auf vielen Gebieten, während des letzten DDR-Jahrzehnts die Freiräume ausgeweitet werden konnten, im Falle Wittenbergs vor allem, wie schon bemerkt, mit Rücksicht auf die Hoffnungen der DDR-Führung, internationale Anerkennung zu finden.

Auf der anderen Seite war aber der Gegenstand dieses Geschichtsmuseums nicht irgendein Kapitel aus der Historie, sondern ein für das offiziöse DDR-Geschichtsbild schlechthin zentrales, nämlich jenes, das seit der Frühzeit der DDR die Überschrift „frühbürgerliche Revolution“ trug.

Dieses „Konzept“ hatte mehrere Seiten, Entstehungsgründe und Funktionen. Vor dem Hintergrund einer engen Kirchen- und Theologiegeschichte konnte es als förderlich betrachtet werden. Doch konnte dem nur ein geringes Gewicht zukommen angesichts des anfänglichen Zieles, mit Hilfe dieses Kon-

zepts die Dominanz des Klassenkampfes und die allenfalls sekundäre Bedeutung von kirchengeschichtlichen Phänomenen auch für das Zeitalter der Reformation festzuschreiben. Für die Lutherhalle in Wittenberg hätte das Konzept, wäre es in seiner frühen Form so konsequent verwirklicht worden, wie der Geschichtsunterricht in den Schulen und das Geschichtsstudium an den Universitäten umgeformt wurden, die Folge haben müssen, daß hier eine Ehrenhalle der frühbürgerlichen Revolution mit einem Nebenstübchen für Luther eingerichtet worden wäre.

Es war bemerkenswert und jedenfalls nicht selbstverständlich, daß so etwas nicht geschah. Treu hebt das in seiner Einleitung mit Recht hervor, und er führt es darauf zurück, daß die Lutherhalle von einem Beirat gesteuert wurde, in dem Repräsentanten des Staates und der Kirchen zusammenwirkten.

Weitere und allgemeinere Gründe lassen sich vermuten. Zu ihnen gehört sicherlich, daß das Konzept „frühbürgerliche Revolution“ auch innerhalb der DDR in der Diskussion blieb, daß man zwar von dieser frühbürgerlichen Revolution als einer objektiven Gegebenheit sprach, die als solche nicht mehr fragwürdig war, im einzelnen aber doch verschiedene Interpretationen nebeneinanderstanden und es zu Änderungen der dominierenden „Einschätzungen“ kam, zumal im Zusammenhang mit den „Jubiläen“, also 1975 (Bauernkrieg), 1983 (Luther) und 1989 (Thomas Müntzer).

Das letzte Datum konvergierte auf eigentümliche Weise nicht nur chronologisch, sondern auch sachlich mit dem Ende der DDR. Die in diesem Jahr – so kooperativ wie nie zuvor – aus östlichen und westlichen Teilnehmern zusammengesetzten Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen erwiesen, daß es, von globalen Einordnungsfragen abgesehen, prinzipielle Gegensätze zwischen dem, was in der DDR und was außerhalb von ihr über Thomas Müntzer oder auch über Luther gearbeitet wurde, nicht mehr gab. Und als im Dezember die Müntzer-Ausstellung im Berliner Museum für Deutsche Geschichte eröffnet wurde, war diese, ganz im Sinne der eben erwähnten Übereinstimmungen, überschrieben „Thomas Müntzer, ein Knecht Gottes“, und auf jenen Straßen, auf denen die Bevölkerung nun, im Dezember 1989, keine Angst mehr vor den „Organen“ des Staates hatte, wurde für die Ausstellung mit dem Satz Thomas Müntzers geworben: „Die Gewalt soll gegeben werden dem gemeinen Volk.“

Dennoch ließen die Ausstellung und ihr Katalog immer noch die Grundlinien jener auf die historische Legitimierung der DDR zielende Geschichtspromaganda erkennen, welche die Aufgabe der Geschichtswissenschaft der DDR im allgemeinen und insbesondere des Museums für Deutsche Geschichte sein sollte – und zwar nicht nur in den Augen westlicher Beobachter,

sondern der erklärten Absicht derer zufolge, die das Museum eingerichtet hatten und betrieben. „Geschichtspropaganda“ war, so überraschend es für denjenigen klingen mag, der die DDR nicht näher kennt, eine Selbstbezeichnung. Wenn die sechs Jahre zuvor wieder eröffnete Lutherhalle diese geschichtspropagandistischen Grundlinien nicht erkennen läßt, versteht sich das keineswegs von selbst. Auf der anderen Seite fügt es sich aber in jenen schon erwähnten Konvergenz-Prozeß ein. Jedenfalls ist Treu zuzustimmen, wenn er davon spricht, daß die Wittenberger „Ausstellung mit dem Untergang des Regimes nicht ihre Daseinsberechtigung, wie es bei anderen historischen Museen der Fall war“, verloren habe (8).

Was die anderen Museen angeht, möchte man dieser Feststellung aber widersprechen. So einfach sind derartige „Daseinsberechtigungen“ gewiß nicht weggefallen. Diese Berechtigungen haben sich zunächst nur gewandelt. An die Stelle der gewollten propagandistischen Wirkung trat der Zeugniswert für die Entstehungsumstände solcher Ausstellungen. Infolgedessen wurde mit jeder Memorialstätte ein geschichtliches Zeugnis beseitigt, nicht anders als überall dort, wo Straßenumbenennungen rückgängig gemacht wurden.

Dagegen wird Klage geführt, ohne daß die Klagenden sich doch darüber Rechenschaft ablegten, daß sie auch darüber klagen müßten, daß es seit 1945 in Deutschland keine Hitler-Straßen mehr gibt, ohne daß darin ein Zeichen von Geschichtsverleugnung gesehen wird, ohne daß man sich klar macht, daß der Wunsch, jede DDR-Hinterlassenschaft zu erhalten, zur Generalmaxime gemacht die frühere DDR in eine Mischung aus Museum und Archiv verwandeln müßte. Allem freilich sollte damit seine „Daseinsberechtigung“ nicht abgesprochen werden. Doch wo wäre die Grenze zu ziehen?

Diese Frage läßt sich abstrakt nicht beantworten. Und die Antworten im einzelnen ergeben sich zu einem gewissen Teil erfreulicherweise von selbst. Man kann nicht alles von einem Tag auf den anderen ändern, und so erhält manches eine Erhaltungschance, während auf der anderen Seite anderes einfach zerfällt. Irgendwann werden, so darf man hoffen, jene albernen Kostümpuppen, die man in der Mühlhäuser Bauernkriegs-Gedenkstätte sehen muß, defekt sein – ebenso übrigens wie die frisch angefertigte „Schaube“, die in der Lutherhalle neben eine Kasel gestellt ist, also ein Meßgewand (das der Katalog freilich als „Priestergewand“ bezeichnet, als hätten die vorreformatorischen Geistlichen dergleichen wie eine Uniform getragen) – es sei denn, man würde diese modernen Machwerke so schützen, wie man alte Textilien schützen muß.

Nicht nur bei dieser Gelegenheit stellt man fest, daß die von Treu behauptete „Synchronalität der Objekte“ (10) nicht die ganze Ausstellung

kennzeichnet. Es wird auch eine Reihe von Repliken gezeigt. Katharina von Boras Ehering wurde kopiert (229), Luthers „Mundbecher“ (236), „Waffen aus der Zeit des Bauernkrieges“ (174) oder ein Feldharnisch aus dem 16. Jahrhundert (148).

Ein Beispiel für kraß anachronistische Gegenstände stellt eine italienische Laute aus dem 17. Jahrhundert dar (235). Ferner wurden Gemälde, die man gern zeigen wollte, aber nicht besitzt, kopiert, teils auf ästhetisch erträgliche Weise (so die beiden bekannten Bildnisse von Luthers Eltern 57), teils so unangenehm, daß die daneben hängenden echten Gemälde sozusagen gekränkt werden (ein Ausschnitt aus dem Meyenburg-Epitaph 183 f.). Im übrigen sieht man an nicht wenigen Stellen spätere Historienbilder. Treu (10) spricht davon, daß diese nicht zur Dokumentation der dargestellten Realität gezeigt würden, sondern als Beispiele für deren Rezeption. Das ist weitgehend richtig, wie man auch daran sehen kann, daß der gegenwärtige Katalog zwei der großen Historienbilder aus dem 19. Jahrhundert (Herrmann Plüdemanns „Luther auf dem Reichstag zu Worms“, 108 ff., und Adolf F. Teichs „Kaiser Karl V. am Grabe Martin Luthers“, 160 ff.) eingehend als Historienbilder würdigt, das erste allerdings besser als das zweite, von dem man nicht erfährt, aus welchem Anlaß es entstanden ist und um wen es sich bei dem Maler gehandelt hat. In anderen Fällen, wie zum Beispiel bei „Luther im Kreise seiner Familie“ von Ernst Hildebrandt 1868 (236), muß man jedoch befürchten, daß die Besucher der Lutherhalle nicht zwischen dem 16. Jahrhundert und dessen späterer Präsentation unterscheiden und das, was man auf einem solchen Bild sieht, ganz im Sinne von seiner Entstehungszeit als ein Abbild von Wirklichkeit des 16. Jahrhunderts betrachten werden.

Diese Vermischung von Relikten aus der gemeinten Zeit mit späteren Dingen, Repliken und Historienbildern ist der eine Grund dafür, daß man als aus dem Westen kommender Betrachter in der Lutherhalle den Eindruck hat, ungeachtet aller Unterschiede etwa zu der inzwischen beseitigten Darstellung der deutschen Geschichte im Museum für Deutsche Geschichte Unter den Linden oder den schon erwähnten Unsäglichkeiten, die man in Mühlhausen sehen kann, auch in Wittenberg in einem DDR-Museum zu sein. Der andere Grund für diesen Eindruck sind Teile des Kataloges, wovon gleich die Rede sein soll.

Doch könnte man dieser Zuweisung der Nicht-Originale an eine spezifische DDR-Methodik entgegenhalten, daß sich dergleichen auch in Museen der alten Bundesrepublik findet. Das ist in der Tat der Fall, einerseits aufgrund von aus dem 19. Jahrhundert ererbten Traditionen, andererseits im Zusammenhang von museumsdidaktischen Moden, wie sie vor 25 Jahren

aufgekommen sind, als man die vermeintlichen Musentempel in Lernorte umwandeln wollte. Statt zu zeigen, was man hatte, wollte man ein Konzept ausstellen, das dann mit Belegstücken zu versehen war. Konnte man originale Relikte als solche verwenden, so nahm man sie. Andernfalls stellte man sie her, produzierte man also Repliken, Kopien jeder Art, gelegentlich auch freie Erfindungen, in aller Regel jedoch nicht neue Historienbilder, wie sie für das Museum für Deutsche Geschichte gemalt wurden, nicht dagegen – jedenfalls der jetzigen Präsentation zufolge – für die Lutherhalle in Wittenberg. Was Westdeutschland angeht, so wurden derartige Künste im allgemeinen eher in Ausstellungen als in Museen geübt, und wo man die Resultate in Museen zu sehen bekommt, da handelt es sich im Zweifelsfall um provinzielle Unternehmungen, während in den professionell betriebenen Häusern im allgemeinen schon so gearbeitet wurde, wie das Treu (10) feststellt, nämlich mit der Synchronalität der Objekte als leitendem Prinzip.

Daß in Wittenberg dieses Prinzip, wie gezeigt, nicht eben selten durchbrochen wird, dürfte allerdings nicht nur mit dem zusammenhängen, was in DDR-Geschichtsmuseen üblich war, sondern auch mit der eigenen Tradition gerade dieses Hauses, dessen Darstellungsziel ja ein strikter historischer Verlauf war beziehungsweise ist: nämlich der konsequente, folgerichtige, vielleicht gar gesetzmäßige Weg von den spätmittelalterlichen Mißständen zum Triumph Martin Luthers und seiner Kirche. Ein solcher Verlauf brachte und bringt die Lutherhalle in Wittenberg freilich abermals in die Nähe der typischen DDR-Geschichtsmuseen, wobei diesmal die Priorität bei der Lutherhalle liegt, und das ist kein Zufall.

Das in der DDR offiziell propagierte Geschichtsbild ist bekanntlich höchst traditionell gewesen. Es hatte starke Wurzeln im 19. Jahrhundert und war letzten Endes ein Abkömmling des christlichen Geschichtsschemas mit dem Verlauf von einem Urzustand über den Sündenfall zur Erlösung. Auch die frühbürgerliche Revolution, obwohl polemisch nicht zuletzt gegen das lutherische Geschichtsbild gestellt, war ebenfalls eine höchst traditionelle Vorstellung, deren Grundlinien man keineswegs erst bei Friedrich Engels findet, sondern schon bei Ranke und Älteren.

Hier liegt der Grund dafür, daß man auf der einen Seite, wie schon gesagt, bei bestimmten Partien des Kataloges ein starkes DDR-Aroma wahrzunehmen meint, auf der anderen Seite aber auch hier Traditionen begegnet, die durchaus älter sind.

In seiner Einleitung sagt Martin Treu (8), der Katalog sei in „völlig neu bearbeiteter Auflage“ herausgebracht worden. Im Widerspruch dazu heißt es im Impressum, es handle sich um eine „verbesserte und erweiterte Auf-

lage“. Das letzte ist richtig. Denn der eigentliche Katalog, also der größere Teil des Buches, ist fast ganz identisch mit der ersten Auflage (Martin Luther 1483 bis 1546 in der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg. Katalog der Ausstellung. Wittenberg o. J.), und für einen Teil der Einleitungstexte gilt das auch, wenn man ein bißchen herumsucht und schließlich feststellt, daß unveränderte Textblöcke nun an einer anderen Stelle stehen als in der ersten Auflage. Daß der Katalog neue – und in aller Regel recht gute – Partien enthält, ist aus dem Vorstehenden schon sichtbar geworden und soll noch einmal ausdrücklich gesagt werden. Die Einleitung zur Geschichte des Hauses zählt dazu, ebenfalls die erwähnten Kommentare zu den Historienbildern. Auf der anderen Seite hat man es aber mit der alten Konzeption zu tun – andernfalls würden ja auch Katalog und Ausstellung nicht zueinander passen.

Besonders deutlich wird das – und damit zugleich die Berührung des Kataloges mit DDR-spezifischen Traditionen – an der Darstellung der Zustände vor der Reformation. Der Traditionalismus der DDR-Historiographie und nicht zuletzt des Konzepts „frühbürgerliche Revolution“ zeigte sich namentlich auf diesem Feld. Da beutete ungeachtet neuerer Forschungen über die Finanzen des spätmittelalterlichen Papsttums die römische Kurie die deutsche Nation aus, da herrschten allen jüngeren Einsichten im Hinblick auf spätmittelalterliche Kirchenreformen zum Trotz überall krasse Mißstände, während sich auf der anderen Seite etwas total Neues ankündigte. Obwohl man heute weiß, daß die Wirkungen des Humanismus höchst begrenzt waren und weite Teile der damaligen Wissenschaft davon nicht tangiert wurden, galt diese Bewegung weiterhin als Repräsentant von etwas schlechthin Neuem, das allumfassend war. Auch die Freiheitshelden des Bürgertums, das sich im vorigen Jahrhundert an Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen begeisterte, hatten von ihrem – falschen – Glanz nichts verloren. All das und vieles andere, was damit zusammenhängt, prägt den Katalog, und zwar nicht nur die alten Texte, sondern die neuen nicht weniger und sie manchmal noch mehr. Was in der Sprache der DDR-Historiker die „gesamtgesellschaftliche Krise“ hieß, was Bernd Moeller gelegentlich als Pulverfaß-Theorie bezeichnet hat, also die Meinung, daß eine allgemeine „Gärung“ auf dem höchsten Punkt mit Naturnotwendigkeit zu einer Explosion führen muß, die das Neue aus sich gebiert: solche „Modelle“ prägen die Geschichtsdarstellung dieses Kataloges, wie man insbesondere an der Einleitung zu Raum 1 („Eine Gesellschaft im Umbruch“) sehen kann (26 f.).

Auch die erste Auflage des Kataloges begann mit einem Blick auf apokalyptische Ängste. Das wird nun etwas stärker ausgeführt – mit Blick auf die Darstellung des Weltenrichters Christus, wie man sie in der Wittenberger

Stadtkirche sehen kann. Allerdings verrät der Text nicht, daß es sich dabei um eine Skulptur aus dem späten 14. Jahrhundert handelt. Der Leser dieses Textes muß den Eindruck haben, solche Darstellungen hätte es erst in der Zeit um 1500, die hier gemeint ist, gegeben, die „Ängste“, von denen im folgenden die Rede ist, seien eine Sache erst dieser Zeit gewesen.

Im zweiten Absatz des Einleitungstextes wird dieser Trugschluß weiter ausgeführt. In diesen Ängsten, so liest man nun, „widerspiegeln sich auch wirtschaftliche und soziale Prozesse, die begannen, das jahrhundertealte festgefügte Ständewesen und damit die soziale Balance durcheinander zu bringen“. Mit diesem Satz ist man gewissermaßen im Zentrum des Geschichtsmodells, das hier sein Werk tut. Das als Revolution begriffene Ereignis erhält seine Vorgeschichte im Sinne der erwähnten Pulverfaß-Theorie. Ländliche Konflikte, die im Mittelalter etwas Normales gewesen sind, werden zu einer Vorgeschichte des Bauernkrieges. Kirchliche „Mißstände“, die gleichfalls ein durchgängiges Phänomen mittelalterlicher Geschichte gewesen sind, rücken für denjenigen, der aus der Perspektive des 16. Jahrhunderts in frühere Zeiten zurückblickt, zu einer zwingenden Vorgeschichte zusammen. Wann wäre denn das „Ständewesen“ im Mittelalter festgefügt gewesen? Wann hätte denn jene „soziale Balance“ geherrscht, die angeblich jetzt durcheinandergebracht wurde?

Die nächsten Sätze scheinen den Umbruch um 1500 zu konkretisieren. Von Migrationen ist die Rede. „Die Zahl der Vorstädter wuchs rapide an“, so wird in einem Tone behauptet, als hätte man es hier mit einem für die Zeit um 1500 spezifischen Problem zu tun, und als sei man in der Lage, die Sache zahlenmäßig zu erfassen. Beim „Verlagswesen im Textilgewerbe“ wird als von etwas Neuem gesprochen, als redeten die Verfasser vom späten 14. Jahrhundert. Richtig ist dagegen der Aufschwung in Bergbau und Hüttenwesen, wobei als ein Stück teils bewahrtes, teils überwundenes DDR-Erbe der schamhafte Halbsatz wirkt, daß diejenigen, die hier ihr Kapital anlegten, „auch die Gewinne einsteckten“. In strikten DDR-Traditionen hätte im folgenden von der wachsenden Ausbeutung der Bauern gesprochen werden müssen. Der Autor dieses Textes vermeidet das, schafft dadurch aber keine größere Klarheit. Er spricht von „teilweise zusätzlichen finanziellen Leistungen oder Naturalabgaben“, die den Bauern „aufgebürdet“ wurden. Mit der Bestimmung „teilweise“ hat sich dieser Satz selbstverständlich abgesichert. Aber besonders aufschlußreich ist er damit nicht geworden. Wenn er einen Sinn haben sollte, müßte er davon reden, wer hier etwas aufbürdete, es müßte also vom sich modernisierenden Territorialstaat die Rede sein. Statt dessen gibt der Verfasser eine andere Erklärung. Er spricht davon, daß die

landwirtschaftliche Produktion nicht ebenso gesteigert wurde wie der Bergbau. Das ist, so muß man doch wohl sagen, Science-fiction. Bei der folgenden Bestimmung („verstärkt durch das Einströmen südamerikanischen Goldes“) handelt es sich dagegen um einen sehr traditionellen Satz. Zum Geschichtsbild des 19. Jahrhunderts, von dem das der DDR in so merkwürdiger Weise zehrte, gehörte auch die Überschätzung der Entdeckungen. Oder allgemeiner gesagt: Das Ereignis wurde mit seiner Wirkung verwechselt. Aus dem gleichen Grunde wurde Gutenberg zum Helden des Bürgertums, und ganz ebenso meinte man, daß 1492 alles anders geworden sei.

Der Verfasser fährt mit dem nichtssagenden Satz fort, „das“ habe „Auswirkungen“ auf die Kirche „in ihrer Gesamtheit“ gehabt. „Die Klöster wurden zunehmend zu Versorgungseinrichtungen für Kinder verarmer Adliger oder Bürger.“ Diese Feststellung ist schlechterdings unsinnig. „Zum Lesen neugestifteter Messen bedurfte es wiederum einer Erhöhung der Zahl der Meßpriester.“ Was soll der Leser, der sonst keine Vorstellungen vom späteren Mittelalter hat, mit einem solchen Satz anfangen? Und was hat diese Aussage mit den vorher behaupteten Wandlungen zu tun? Hätte man denn vor der Entdeckung Amerikas neue Messen ohne neue Meßpriester-Pfründen stiften können? Eine solche Frage ist schon ein wenig tückisch, weil sie voraussetzt, daß der Autor weiß, worüber er schreibt. Und das ist hier offensichtlich nicht der Fall. Fragmentarische Kenntnisse werden in einen scheinbar stimmigen Zusammenhang gebracht. Wenn anschließend davon gesprochen wird, daß die Meßpriester „als parasitäre Schicht empfunden wurden“, so ist das keineswegs eine freie Erfindung, nur hat diese Aussage nichts mit der folgenden Begründung („da sie von den Einkünften der Messen leben mußten“) zu tun.

So könnte man diesen Text Satz für Satz kommentieren. Wissensfragmente aus dem 19. Jahrhundert sind mit DDR-zeitlichen Aussagen und dem Versuch, diese Aussagen abzuschwächen, eine höchst eigentümliche Mischung eingegangen. Man sieht das zum Beispiel an der Darstellung städtischer Unruhen. „In diesem Sammelbecken sozialer und religiöser Gärung verstärkten sich soziale und religiöse Bewegungen, deren Motive im einzelnen nur schwer zu rekapitulieren sind.“ Die vorsichtige Einschränkung dient dazu, alte DDR-Gewißheiten zurückzunehmen. Auf der anderen Seite werden diese aber im folgenden Satz wiederholt: „Eine Welle städtischer Bewegungen erfaßte ...“ Man kennt das aus dem DDR-Geschichtsatlas, der einzelne Ereignisse auf einer Karte zu einem Gesamtbild der Klassenkämpfe zusammenfügt.

Der Autor des Textes reduziert das im folgenden, wenn er, ganz richtig, hervorhebt, daß die Erfurter Unruhen des Jahres 1509 auf Luther offen-

sichtlich nicht so gewirkt haben, wie sie das einem Konzept zufolge hätten tun sollen, das hier den historischen Hauptablauf vermutete. Dann ist, einigermaßen vorsichtig und neutral, von bauerlichen Aufständen die Rede. „Teils direkt, teils indirekt flossen in solche Bewegungen auch alte mittelalterliche ‚Ketzerien‘ der Waldenser, des Engländers John Wiclif oder des tschechischen Reformators Jan Hus ein.“ Auch hier ist der Autor einigermaßen vorsichtig. „Teils direkt, teils indirekt“: ganz falsch kann das nicht sein. Doch was soll der Besucher in der Wittenberger Lutherhalle, der kein Spezialist ist, mit einer solchen verwaschenen Aussage anfangen? Jedenfalls wird er vermuten, daß da ein sehr viel stärkerer Zusammenhang ist als der, den die einschlägige Forschung heute nachweisen kann. Der entsprechende Text des alten Kataloges war an dieser Stelle richtiger. Er sprach davon, daß Wiclif und Hus „trotz mancher Radikalität im Detail ... durchweg erfolglos“ blieben (13). Im einzelnen könnte man auch diesen Satz in seine Entstehungsumstände einordnen. Er gehört offensichtlich in das Umfeld der frühbürgerlichen Revolution, die ja auch das Resultat einer Art von Wettbewerb innerhalb des Warschauer Pakts um das Erstgeburtsrecht im Hinblick auf die bürgerliche Revolution insbesondere zwischen der DDR und der Tschechoslowakei war. Da kam es darauf an, den Hussitismus zu einem ephemeren Phänomen zu machen. Doch in diesem Falle gibt der zitierte Satz einfach wieder, was man aus heutiger Sicht über diesen Gegenstand sagen kann, während der einschlägige Satz in der neuen Auflage des Kataloges weniger richtig ist.

Dieser Katalogtext spricht dann von den neuen Universitätsgründungen, von Greifswald 1456 bis Frankfurt an der Oder 1506. Das „kündigte den Aufschwung der Wissenschaften an“. So möchte man angesichts dessen, was Universitäten in späterer Zeit gewesen sind, meinen. Doch waren Universitäten im ausgehenden Mittelalter etwas anderes.

Würde der Verfasser fortfahren, den Katalog Satz für Satz, Seite für Seite zu kommentieren, so würde sein Widerspruch bei den Kapiteln, die von Luthers Leben handeln, gewiß leiser sein können. Doch stehen hier nicht einfach unzulängliche Darstellungen dessen, was im Zusammenhang einer Luther-Ausstellung allenfalls Einleitung ist, völlig anders gearteten Darbietungen des eigentlichen Gegenstandes gegenüber. Auch in den Luther zugewandten Teilen der Katalogtexte finden sich kritikwürdige Teile. Manchmal hat das mit den besonderen Schwierigkeiten zu tun, welche die Ausstellungsmacher zu DDR-Zeiten hatten. Was sie nicht direkt sagen durften, konnten sie in Gestalt eines Zitats retten. Martin Treu spricht davon (12), und er nennt auch eine über die besonderen DDR-Umstände hinausreichende Be-

gründung für das Arbeiten mit Zitaten. „Damit wurde der Idee eines mündigen Besuchers Rechnung getragen, der in den Texten zu den Objekten zusätzliche Informationen erhält.“ Dagegen scheint auch unter neuen Gegebenheiten nichts zu sagen zu sein. Oder doch? Die Zitate führen dazu, daß die Wirklichkeit, mit der es Luther und die Seinen zu tun hatten, immer wieder in seiner beziehungsweise ihrer Perspektive erscheint, während der Besucher der Ausstellung doch wohl den Eindruck haben muß, die Zitate repräsentierten nicht die spezifische Sicht Luthers oder anderer Reformatoren, sondern vielmehr die historische Wirklichkeit.

So wird zum Beispiel (95) die Einleitung aus der Adelschrift über die drei Mauern der „Romanisten“ zitiert, ohne daß dem Besucher dabei geholfen würde, von diesem berühmten Text aus zu dem zu kommen, was Luther vorfand und was er meinte. Oder soll man sagen, daß „der mündige Besucher“ dergleichen nicht nötig hat? Damit ist in der Tat ein Grundproblem solcher Ausstellungen berührt. Sie können schwerlich alles nachliefern, was die Besucher bisher nicht gelernt haben. Sie müssen damit rechnen, daß diese nur Fragmente zur Kenntnis nehmen, und sie können nur darauf hoffen, daß diejenigen, die solche fragmentarischen Begegnungen gehabt haben, der Sache künftig nachgehen. Insofern mag das nicht weiter kommentierte Zitat über die Romanisten-Mauern gerechtfertigt sein. Nicht zu rechtfertigen ist aber, was darauf als Sachaussage folgt. „1520 erarbeitet Luther ein kirchliches und weltliches Reformprogramm, zerschmettert die alte Kirchenlehre, die den Klerus als Mittler zwischen Gott und den Menschen ansah, und formulierte eine neue christliche Ethik.“ So einfach und so erfolgreich – in Luthers Sinne – sind die Dinge denn doch nicht vor sich gegangen. Und auch der bekannte und schöne Satz über den Christenmenschen, der ein „freier Herr über alle Dinge“ und ein „dienstbarer Knecht aller Dinge“ sei, rechtfertigt solche simplen Aussagen nicht. Daß dieser zugleich anziehende und rätselhafte Satz hier angeführt wird, wird niemand tadeln dürfen. Doch als Beleg für die zitierte allzu simple Aussage taugt dieser mit Recht berühmte Satz gewiß nicht.

Ähnliches findet man an nicht wenigen Stellen. Immer wieder werden Zitate – so muß man wohl sagen – mißbraucht.

So beginnt die Vitrine über die „spätmittelalterliche Kirche“ mit einer „zeitgenössischen Klage über den Zustand der römischen Kirche“ (44). Diese Klage lautet: „Welch ein Anblick für einen Christen, der die christliche Welt durchwandert. Diese Verödung der Kirche, alle Hirten sind von ihren Herden gewichen, sie sind allen Söldnern anvertraut. Wehe, wer gibt meinem Auge den Quell der Tränen ... der Weinberg des Herrn ist verwüstet.“ Hierzu

ist zunächst zu sagen, daß die wenigsten Besucher der Ausstellung verstehen werden, was bei diesem Zitat mit Söldnern gemeint ist. Weiterhin ist zu vermerken, daß der alte Katalog, der dieses Zitat ebenfalls hatte, insoweit besser war, als er nicht einfach von einer „zeitgenössischen Klage“ sprach, sondern von „Klerikerklagen“ (30). Damit wurde immerhin angedeutet, wer hier spricht. Ausreichend war diese Andeutung freilich nicht. Auch mit der näheren Bestimmung „Klerikerklagen“ wirkt dieses Zitat so, als repräsentiere es einfach jene Wirklichkeit, die durch die Reformation verändert wurde. Davon kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Doch diese Ungenauigkeit wird durch die jetzige Einführung „zeitgenössische Klage“ noch vergrößert. Was einfach eine „zeitgenössische Klage“ ist, das muß in der Perspektive des Besuchers der Ausstellung ja wohl die gemeinte Wirklichkeit richtig wiedergeben. Die Quelle des Zitats ist im übrigen Rankes Geschichte der römischen Päpste. Obwohl man Ranke gewiß nicht Unrecht tut, wenn man seine Meinungen über die kirchlichen Zustände vor der Reformation für interessant im Hinblick auf seine eigene Zeit hält, nicht jedoch für geeignet, heutiges Wissen von solchen Sachverhalten wiederzugeben, muß man doch sagen, daß der Meisterhistoriograph des 19. Jahrhunderts noch etwas genauer war als auch die erste Auflage des Katalogs. Er machte immerhin römische Prälaten als die Autoren dieser Zeitklage namhaft. Das würde heute die Frage nach sich ziehen, wer diese Prälaten gewesen sind, was sie von den Zuständen, über die sie so strikt urteilten, wußten und was sie mit ihren Urteilen erreichen wollten. Und das heißt, daß es schlechterdings unerlaubt ist, ein solches Zitat für „die spätmittelalterliche Kirche“ überhaupt in Anspruch zu nehmen. Und auch die Berufung auf den „mündigen Besucher“ rechtfertigt einen solchen Umgang mit aus ihrem Kontext gelösten Zitaten nicht.

Solch kritische Bemerkungen sollen nicht verdecken, daß der neue Katalog sich an einigen Stellen von Aussagen, die dem DDR-Dogma verpflichtet waren, entschieden getrennt hat. In der Einleitung zum dritten Raum, der die Überschrift „Vom Zweifel zur Kritik. 1517-1519“ trägt, finden sich in der ersten Auflage (66) besonders groteske Feststellungen zum spätmittelalterlichen „Feudalismus“: „Solange die römische Kirche als organisiertestes Machtinstrument des europäischen Feudalismus reibungslos funktionierte, bestanden wenig Chancen für eine grundlegende Umgestaltung der politischen, ökonomischen und sozialen Verhältnisse in Deutschland.“ Lohnt es, die Unsinnigkeit dieser Sätze im einzelnen zu kennzeichnen? Vielleicht ist das auch nach 1989 angebracht, da diese Sätze ja nicht nur ein tragender Bestandteil des die DDR legitimierenden Geschichtssystems waren. Ent-

schärft man sie ein wenig, spricht man nicht vom „organisiertesten Machtinstrument des europäischen Feudalismus“, so hat man doch wohl, was auch den Hintergrund der Aussagen des aktuellen Wittenberger Katalogs über die Zeit um 1500 darstellt.

Der alte Text relativiert Luther nicht unberechtigt. Er spricht davon, daß dieser „unbeabsichtigt“ das „Signal zum Aufbegehren“ gegeben habe. Auf der anderen Seite ist dieser alte Text überraschend fundamentalistisch. Er bezeichnet den Ablasshandel schlicht als „unchristlich“, meint also zu wissen, was christlich gewesen sei.

Der Text des neuen Kataloges ist an dieser Stelle vorsichtiger – und hilfreicher. Er teilt dem Leser immerhin mit, wie sich die Lehre vom Ablass allmählich ausgebildet hat. Und er weist auch darauf hin, daß man die Vergebung der Sündenstrafen nicht einfach erkaufen konnte, sondern daß es der Reue bedurfte. Daß dem „die alte Vorstellung“ vom „Schatz der Kirche“, von den überschüssigen Verdiensten der Heiligen zugrunde lag (70), ist dann schon wieder ein bißchen irreführend. „Alt“ war diese Theorie aus dem 13. Jahrhundert im Zusammenhang der Geschichte des Ablasses ja gerade nicht. Und dunkel bleibt auch, was der folgende Satz bedeuten soll: „Durch spätmittelalterliche sozioökonomische Prozesse entartete jedoch das Ablasswesen vollends zu undurchsichtigen finanzpolitischen Transaktionen.“ Da hat man es wiederum mit einem Ersatz des Brotes durch die Steine zu tun. Ein Rückschritt? Das wird man nicht gerade sagen können, denn das „Brot“ bestand ja in den scheinbar eindeutigen Aussagen der DDR-Historiographie. Daß Leerformeln wie die zitierte an deren Stelle treten müßten, wird man aber wohl doch nicht sagen müssen.

Zu den Charakteristika des neuen Kataloges zählt auch, daß er alte Ungenauigkeiten fortführt. Ein Beispiel stellt die Präsentation der Vorladung Luthers zum Wormser Reichstag durch Kaiser Karl V. dar (104 f.). Zunächst ist zu sagen, daß man es hier mit einem selbstgeschaffenen Problem zu tun hat, das gegenstandslos wäre, wenn die erwähnte Parole des Direktors der Wittenberger Lutherhalle, es würden nur synchrone Objekte ausgestellt (10), richtig wäre. Denn im Besitz dieser Vorladung ist die Wittenberger Lutherhalle keineswegs. Ausgestellt wird ein Faksimile nach dem Original, das sich in der Wallenrodschen Bibliothek in Königsberg befunden hat. Der alte wie der neue Katalog erläutern „Königsberg“ mit Kaliningrad, was die Vorstellung erweckt, man könnte das Original heute in Kaliningrad sehen. Das ist offensichtlich nicht der Fall – oder jedenfalls ungewiß. Was da gezeigt wird, hat jedenfalls mit Kaliningrad nichts zu tun. Es handelt sich um eine Nachbildung aus dem Jahre 1814.

Diese Nachbildung war jedoch offensichtlich einigermaßen getreu, was man von der Wiedergabe des Urkundentextes im Katalog nicht sagen kann. Die Fragwürdigkeiten beginnen schon bei der Orthographie und bei der Groß- und Kleinschreibung. Der Katalog folgt barockem Gebrauch, indem er das auf den Herrscher bezügliche „unser“ mit großem U wiedergibt. Der faksimilierte Text tut das nicht. Der Katalog entfernt sich auch sonst von dem Wortlaut der Vorlage, ohne daß man da ein Prinzip erkennen könnte. Auffälliger aber sind eine deklarierte und eine nicht gekennzeichnete Auslassung. In der dritten Zeile der rechten Spalte von S. 105 finden sich hinter dem Wort Reich drei Pünktchen. Danach ist von „Sicherheit und Geleit“ die Rede, so daß man vermuten möchte, in dem hier ausgelassenen Text sei des näheren gesagt worden, von welcher Art die Sicherheit und das Geleit denn gewesen seien. Söllte das richtig sein? Söllte man es also mit einem nicht unwichtigen Sachverhalt zu tun haben? Man braucht sich nur an die oft diskutierte Frage zu erinnern, welche Kraft denn das Jan Hus von König Siegmund für das Konstanzer Konzil zugebilligte Geleit gehabt habe. Hatte Karl V. Luther auch wirklich das Geleit garantiert? Die mit den erwähnten Pünktchen markierten ausgelassenen Worte geben auf diese Frage immerhin eine Antwort. Sie lauten: „frey gestrackh“. Die Autoren der ersten Auflage des Kataloges wußten offensichtlich nicht, was sie mit diesen beiden Worten anfangen sollten, und die Verfasser der zweiten Auflage waren auch nicht klüger.

Bei der Frage, wie die Lutherhalle und deren Katalog künftig aussehen sollten, hat man es also nicht nur mit dem eingangs berührten Problem zu tun, was denn mit den Hinterlassenschaften der DDR-Historiographie geschehen könnte. Es geht auch um traditionelle Ungenauigkeiten, ja Schlampererei. Die hat ihre Spuren drei Zeilen unter der erwähnten Katalogstelle hinterlassen, denn dort, wo von dem urkundlich gesicherten Geleit nun im einzelnen die Rede ist, handelt der Text und handelt das abgebildete Faksimile von der Frist, die für die Sicherheit, die der Kaiser gewährte, gelten sollte. Diese Bestimmung ist in der Textwiedergabe ohne Markierung, also versehentlich weggelassen worden.

Die Wittenberger Lutherhalle läßt, das mögen diese Erwägungen zeigen, zu widerstreitenden Urteilen ein. Auf der einen Seite hat man es hier mit einem Dokument der Selbstbehauptung zu tun. Doch hat das DDR-Geschichtssystem seine Spuren auch an dieser Stelle hinterlassen. Vordergründig wurden diese Spuren in dem neuen Katalog getilgt – gelegentlich auf höchst oberflächliche Weise, indem jene Zitate, die aus der bis 1989 gleichsam kanonischen „Illustrierten Geschichte der deutschen frühbürgerlichen Revo-

lution“ (1974) entnommen worden waren, nun nicht mehr mit Rekurs auf diesen Fundort gegeben werden, sondern nur unter Angabe der originalen Stelle (die allerdings auch in der ersten Auflage genannt worden war).

Wie es scheint, sind auch die Begriffe „frühbürgerliche Revolution“ und „Feudalismus“ und was damit zusammenhängt, konsequent getilgt worden. Die mit diesen Begriffen bezeichnete Deutungstradition aber ist weiterhin gegenwärtig. Das ist offensichtlich nicht einfach deshalb der Fall, weil sich hier die Kraft von vier Jahrzehnten DDR bemerkbar macht, sondern auch deshalb, weil das DDR-Geschichtssystem seinerseits recht traditionell gewesen ist und gerade mit der lutherischen Geschichtstradition stärker zusammenhing als mit anderen Traditionen. Die „frühbürgerliche Revolution“ war, um es noch einmal zu sagen, nicht nur eine Art von Gegenthese gegen die herkömmliche Auffassung des Reformationszeitalters, sondern zugleich ein Abkömmling jener Deutungstradition, von der auch die im 19. Jahrhundert gängigen Vorstellungen vom Verhältnis zwischen „Vorreformation“ und Reformation lebten.

Was folgt daraus für die Zukunft? Bilderstürme sind problematisch, und ein Historiker sollte der letzte sein, der zu so etwas aufriefe. Auf der anderen Seite kann, wie schon gesagt, die DDR nicht in toto musealisiert werden. Und es kommt hinzu, daß man in Wittenberg ja schon mit einer Erneuerung begonnen und den alten Katalog nicht wiederholt, sondern einen neuen gedruckt hat, der allerdings nicht so neu ist, wie der Direktor der Lutherhalle verspricht. So kommt es, daß der gegenwärtige Katalog wohl in höherem Maße, als seine Autoren wollen, ein Stück DDR-Tradition repräsentiert. Soll es dabei bleiben?

In dem Maße, wie dieser Katalog beansprucht, Aussagen aufgrund heutigen Wissens zu machen, sollte das nicht der Fall sein. Angesichts des Ranges, welcher der Wittenberger Lutherhalle zukommt, gibt es wohl keine Alternative zu dem Postulat, dort den heutigen Stand des Wissens, soweit das im Rahmen einer musealen Präsentation möglich ist, tatsächlich wiederzugeben. Hier muß offensichtlich einiges geschehen, und zwar nicht nur bei der Darbietung vorreformatorischer Zustände. Auch die Verwendung von Zitaten, die angesichts der DDR-Gegebenheiten ihre Plausibilität hatte, sollte wohl überdacht werden. Seinerzeit hatte diese Technik den Sinn, die plakative Präsentation von „Klassiker“-Aussagen zu vermeiden. Diese Situation ist nun nicht mehr gegeben. Und so entfällt auch, um ein letztes Beispiel zu nennen, die Rechtfertigung, vorreformatorische Gottesdienstformen mit einem Zitat aus Luthers Tischreden zu kennzeichnen (158). Was Luther da sagt, ist nicht nur polemisch, sondern auch so formuliert, als habe der Re-

formator keine einschlägige Kenntnis gehabt. Es wird damit nicht uninteressant, denn man muß ja wissen, was Luther selbst von den Zuständen hielt, die er bekämpft und – im Falle des Erfolgs – überwunden hatte. Doch so wird dieses Zitat nicht präsentiert. Es steht für die vorreformatorische Wirklichkeit, und insofern verzeichnet es sie.

Hier sollte ein grundlegender Wandel geschaffen werden. Man sollte sich auch in Wittenberg zu der Einsicht bequemen, daß die Geschichte der Reformation etwas anderes gewesen ist als die einfache Folge von „Gärung“ und Explosion.

Auf der anderen Seite sollte man dort die vier Jahrzehnte DDR nicht verleugnen, zumal man sich in dieser Zeit ja durchaus achtbar behauptet hat. Doch das sollte nicht dergestalt geschehen, daß die aus dem 19. Jahrhundert stammenden und in der DDR-Historiographie nur scheinbar umgekehrten Traditionen unbewußt und unbefragt weitergeführt werden. Zu den Vorzügen der Präsentation von Vergangenheit, wie sie in Wittenberg praktiziert wird, gehörte ja nicht zuletzt, daß die Geschichte des eigenen Hauses in die Präsentation hineingenommen wird. Damit ist zugleich der Ort gegeben, wo künftig an die besonderen Interpretationsprobleme erinnert werden sollte, die in den vier Jahrzehnten DDR virulent gewesen sind.

Im übrigen möchte man wünschen, daß das mehrfach zitierte Postulat des Direktors, nur gleichzeitige Gegenstände zu zeigen, nun strenger verwirklicht würde als bisher. Es sollte gefragt werden, ob man die Repliken, Kopien und spätere Gegenstände wirklich braucht, ob man auf die italienische Laute aus späteren Zeiten nicht verzichten kann und ob man nicht den Mut haben sollte, die Historienbilder noch deutlicher als bisher so zu präsentieren, wie sie präsentiert werden müssen, nämlich als Zeugnisse späterer Rezeption, auch wenn damit die scheinbare Anschaulichkeit Lutherschen Familienlebens verlorengeht.

*Prof. Dr. Hartmut Boockmann  
Institut für Geschichtswissenschaften  
Humboldt-Universität  
Unter den Linden 6  
10099 Berlin*

## ABSTRACT

As its name indicates, the "Lutherhalle" of Wittenberg is neither a commemorative museum like the "Goethehaus" of Weimar, nor a center of historical documentation like the "Schillermuseum" of Marbach. The "Lutherhalle" has reached an age of more than a hundred years by now, and it has - at least in its older parts - become a historical monument in itself. The present exhibition dates from 1983, i. e., from the time when the concept of "frühbürgerliche Revolution" possessed canonical validity in the German Democratic Republic. The fact that a Luther exhibition was put together in Wittenberg in 1983 is in itself of considerable historical interest. To the visitor from the West the "Lutherhalle" exhibition still appears as an achievement characteristic of its time and place of origin. It seems important to the author that visitors should become and remain aware of this and that critical reflexion should prevail in case the exhibition or parts of it should ever be changed in the future. The author maintains that changes ought not to be carried out as "Abwicklungen" (settlements) of old errors, misconceptions, and abuses as so much is and has to be settled in the former G.D.R. right now. He thinks that changes should emanate from the conviction that no historical exhibition of this kind can ever be definitive and that it will always need renewal.